ohne jemals den Forscher in seiner historischen Untersuchung zu stören, durch das Buch von Brandt und giebt ihm eine eigene milde Stimmung: man sieht gleichsam am Schluß, wie der Christus der Legende, hinter dem der geschichtliche Jesus sich fast ganz für uns verbirgt, seine Krone und seinen Himmelspurpur nur abstreift, um in der Gestalt des unendlich liebevollen Menschenfreundes um Raum zu bitten auch noch mitten in unserem nüchternen modernen Leben: ein Uhdescher Jesus, traumhaft eintretend in den Familienkreis und das Berufsleben des Einzelnen.

Neueste deutsche Lyrik.

Von Christian Morgenstern.

IV. (Schluß.)

Wenn ich mich dazu wende, den eingehenderen Theil dieser Betrachtungen mit Aeußerungen zu der Lyrik Julius Harts, Gustav Falkes und Detlev v. Liliencrons zu beendigen, fasse ich in dem ersten und den beiden letzten wiederum vollkommene Antipoden zusammen, wie ich am Anfang Harts Geistesverwandten, Dehmel, mit Bierbaum, dem Jünger Liliencrons, in gegensätzliche Verbindung brachte.

Julius Hart hat seinem „neuen Gedichtbuche" „Homo sum" (Leipzig, Baumert u. Ronge), dessen vermehrte Neuausgabe um die Jahreswende bevorsteht, eine gedankenreiche Einleitung vorangeschickt, in der er behauptet, in der „Lyrik der Zukunft" würde die „lyrische Lyrik, die Stimmungs- und Gefühlslyrik", wie es vorwiegend die unserer Klassik und Romantik gewesen sei, immer mehr von einer „Handlungs- und Charakterlyrik" abgelöst werden. In dieser liege die Gewähr gedeihlicher Fortentwickelung; denn die Lyrik sei „der Darstellung aller Weltbilder, aller Phantasieerlebnisse und aller Ideen ebenso fähig wie Epik und Dramatik." Dies hat mehr ein Epiker als ein Lyriker geschrieben. Schiller ist das klassische Beispiel eines solchen „Darstellers", und weil er das war, ist er als Lyriker mit Goethe nicht zu vergleichen. Der Epiker stellt dar, der Lyriker spricht aus. Jenem sind die Stoffe die Hauptsache und seine Gefühle nur Mittel zum Zweck. Seine Lyrik ist nicht etwas Nothwendiges, eine allein lyrisch reden müssende Kunst, sondern nur ein „Ausdrucksmittel" unter andern Ausdrucksmitteln, das aus irgend einem Grunde „gewählt" worden ist. Diesen treiben vor allem seine Gefühle zu dichten, und die Stoffe — welche es auch sein mögen — sind ihm mehr oder weniger nur Symbole, in denen er sein Innenleben ausspricht. Seine Lyrik sind die nothwendigen Athemzüge seiner Seele, die er thun muß, wenn er nicht sterben soll. Seine Lyrik wird also immer etwas Liedartiges haben, sei es, daß sie in schlichten Reimen oder in reichen Dithyramben, sei es, daß sie in Balladen oder in bunten Phantasien redet. Sie ist immer Stimmungsaus- und -hingabe: jede Stimmung aber hat den Rhythmus und die Melodie des Blutganges, der ihr Ursprung ist. Harts Stimmungen sind fast nur hymnischer Natur. Sein gepanzert schreitendes Pathos, das in anderen Gedichten vielfach den Eindruck gefährdet, leiht seinen Hochgesängen eine stolze Gewalt. Man wird an Hölderlin erinnert, wenn man den Schluß seiner „Siegeshymne" (an Deutschland) hört.

Horch, deinem Munde entströmt
Stolz ein hohes Lied, eine neue Weise,
Dem aufhorchend in stummer Andacht,
Thränen im Auge lauschen sollen
Alle Völker des weiten Erdballs.

Und biblischen Schwungs sind die drei Seligpreisungen, der Liebenden, der Schaffenden und der Barmherzigen.

Selig, o du Barmherziger! . . .
Ueber des Todes Flammen, über der Hölle
Feuer siegt deine Liebe . . . . .

Kraft und Ernst und Hochflug verräth sich überall in Inhalt und Form. Aber man vermißt einmal dichterische Anschauungskraft und zum anderen Einfachheit und Anmuth. Da hält der Dichter eine Reihe „Rosenlieder" Strophe um Strophe wie mit Eisenhänden in dem einmal gewählten Versmaß fest, so daß sich bei aller Wortpracht keine rechte Glückseligkeit entfalten kann, da bietet er in Makartischen Gemälden „Ein Ahasver der Liebe", „Geld" u. a. breite, unkonzentrirte Schilderungen, deren Energie über ihren unhyalischen Charakter nicht hinweghilft. Aber eine moderne Ballade ist in diesem Buche, seine Perle — und eines der ergreifendsten Gedichte überhaupt. Sie giebt in erschütternder Wahrheit und Schlichtheit den Abschied eines Mädchens aus dem Volke von dem wieder, dem sie nun nicht ferner mehr im Wege sein darf.

Die Drossel ruft vom Lindenbaum, die Sonne steigt herauf mit Lust,
Laß einmal noch mein blasses Haupt sich lehnen müd' an deine Brust.
Noch einmal laß mich deine Hand inbrünstig küssen heiß und schwer, —
Nicht deinen Mund! Nicht deinen Mund! Ich ließe sonst dich nimmermehr. . . . .

Ungleich lyrischer, auch in seinen zahlreichen romantischen Balladen, die nicht, wie zumeist bei Hart, aus Gedanken zusammengetragen, sondern weit mehr die Geburt einer in Formen und Farben schwelgenden Phantasie sind, ist der gleich seinem Freund und Meister Liliencron in Hamburg lebende Gustav Falke. Geist- und stimmungsvolle Erfindung und eine glänzende, zierliche Sprache zeichnen seine „Gedichte aus Tag und Traum", „Aus Tanz und Andacht" aus. (München, Albert). Fast ängstlich von allzuklarer Wirklichkeit sich fernhaltend, verirrt er sich gern in verschwiegenen Gärten, aus deren Rosenhecken marmorne Götter lugen, und deren Innerstes einen Tempel der Liebe oder ein zauberhaftes Schloß verbirgt. Da wird der Geburtstag einer jungen Gräfin gefeiert. Die Schilderung des lärmenden, festlich erleuchteten Schlosses für sich allein würde uns im Grunde nichts geben, wenn sie nicht der Hintergrund wäre, auf dem sich eine poetische Szene abhebt. Aus den geöffneten Hallen bricht eine Fluth wilden Lichtes und „überfällt den Frieden, der mit der Nacht im stillen Park sich küßte". Jäh erschreckt springt er auf und flieht. Endlich erspäht er einen einsamen Rundplatz und legt sich dort unter einem Apfelbaum ins Gras — „bis der junge Tag neugierig übern Heckendorn sich lehnt und Staar und Spatz ihr guten Morgen schrein." Und er schlüpft für den Rest der Nacht ins Schlafgemach der belle comtesse, wo er in einem Fauteuil auf ein paar Stunden entschläft. Dies Gedicht, „Der gehetzte Friede", zeigt neben dem romanhaften Zug Falkes seine Fähigkeit, dem Abstrakten, überhaupt dem Unpersönlichen, Fleisch und Blut zu geben, eine plastische Veranlagung, die er vor vielen Genossen voraus hat. Der Haß erscheint ihm in der trotzigen Schönheit gefallener Engel, die Zeit als eine geschäftige alte Hutzel, die Noth als dürres Weib und die Arbeit als deren graue Schwester mit dem Hungergesicht und dem krummgeklappten Leib. An der Gluth des Kamins die feinen Glieder wärmend, winken die Geschwister Behaglichkeit und Träumerei dem Poeten: „Komm her, hier ist es gut." Und er rückt seinen Stuhl heran, die beiden aber machen sich mütterlich mit ihm zu schaffen. Da wird zuletzt auch noch die Muse kommen. Oder:

Unruhig steht die Sehnsucht auf,
Ihr ist so schwül, sie atmet tief,
Und hundert Wünsche stehen auf,
Die sie am müden Tag verschlief.

Sie rührt der Mutter an den Saum,
Der Mutter Nacht, die achtes kaum
Und denkt, es wär' der Wind, der strich,
Die Wimper hebt sie wie aus tiefem Traum
Und lächelt irr und wunderlich.

Oder der Nordsturm, der Räuber, jagt die weiße Wellenkönigin, bis sie am Strand in die Kniee stürzt und die Beute seiner Lust wird. Man darf in Falkes eigner Art sagen, von diesen Gedichten habe sich die Langeweile schmollend hinweggestellt. Wohl sind auch weniger bedeutende unter ihnen, aber auch sie rettet jene spielende Leichtigkeit des Stils, die graziöse Sinnlichkeit, die sie durchpulst, der gehaltene, aristokratische Ton. Gegen das Ende des Buches — den Schluß bilden Gedichte in Prosa — spotten Verse voll Humor und feinpointirter Satire ewig unausrottbarer Miseren. Die jüngsten Gedichte Falkes „Zwischen zwei Nächten" (Stuttgart, Cotta) sind — obschon vielleicht weniger frisch und ursprünglich als die vorigen — reif und schwer wie süßer Wein. Immer mit der Gefahr an der Seite, zu formal, zu spielend, zu artistisch zu werden, und doch dieser Gefahr noch nicht verfallen. Viel Liliencron'sche Art in den Terzinen „Auf der Terrasse", in den „Sizilianen" und in dem häufigen Spiel mit Mynheer, dem Tod, und doch noch so viel eigene Persönlichkeit, daß man nicht kalt und unergriffen davon bleiben kann. Falke spielt mit dem Dämpfer auf der Geige und nur für ein intimes Parterre. Er ist ohne elementare Kraft, aber wenn je das Wort „feinsinnig" auf einen Künstler im besten Sinne angewendet werden mag, so ist es bei ihm der Fall. Und man wird bei dem Schlußvers eines seiner schönsten Gedichte an ihn selbst denken dürfen —

Nennst Du ein heilig Feuer Dein,
Sei treu und halt die Flamme rein.
Lohnt auch die Welt dem Hüter nicht,
Dich krönt ein Kranz: Du bist im Licht.

Ueber den Altmeister der jüngstdeutschen Lyrik, den Schleswig-Holsteiner Detlev v. Liliencron, noch etwas Neues, zumal an dieser Stelle, zu sagen, ist kaum möglich. Er ist einer der wenigen, die allgemein und neidlos anerkannt worden sind, und daß er seinem Volke nun auch endlich bekannt werde, ist er wohl eines Tages in seinen Garten gegangen und hat von Beet und Beet das Schönste für einen Strauß „Ausgewählte Gedichte" zusammengesucht. Wenn ich den kleinen, geschmackvollen Band (Berlin, Schuster u. Loeffler) vor mir sehe, weiß ich, daß er Liliencron endlich „populär" machen wird. So viel strömende Liederfülle kann auf die Dauer nicht verborgen bleiben, ob es auch schon zwölf lange Jahre nun her ist, daß die „Adjutantenritte und andre Gedichte" in die Welt gegangen sind. Die neue Sammlung ist zu reichhaltig, und der Schatz ihrer Schönheit, Weisheit und Liebe ist zu groß, als daß ich mich nicht, dies bekennend, eines „kritischen Ganges" durch sie überhoben fühlen könnte. Das Goethische Wort hat sich hier wieder einmal erwahrt: Greift nur hinein ins volle Menschenleben! Ein jeder lebts, nicht vielen ist's bekannt, und wo ihrs packt, da ists interessant. Man muß freilich ein großer Dichter dazu sein. Wie es „an Theodor Storm" heißt:

Ein Dichter: wohl aus tausend Quellen nimt es,
Die unterirdisch laufen, rinnts ihm zu.
Noch fand kein Mensch je, was den Dichter schuf.

Meine Betrachtungen ließen sich noch weit ausspinnen; denn die Bierbaumschen „Modernen Musenalmanache" von 1893 und 1894 (München, Albert), weisen noch manche bedeutende Begabung auf: den jungen, frühreifen Wiener Loris; die in Hammerlings Bahnen wandelnde Maria delle Grazie; den Hamburger Satiriker Otto Ernst; den im Glück stiller Forschungen und seltener Kunstgenüsse schwelgenden Gelehrten Wilhelm Weigand; den alten Oberst Heinrich v. Reder, der so warm zu den jungen Münchenern hält; den wild zerfahrenen Franz Held aus deren Mitte; die Jakobsen-Naturen Max Dauthendey und vor allem Johannes Schlaf, dessen „Frühling" im Almanach 1894 eine der größten Offenbarungen deutscher Lyrik ist. Mehr seitab vom Wege ein Meister der Kunstballade, der Schweizer Carl Spitteler, neben dem zur volksthümlichen Ballade stark veranlagten Magdeburger Peter Merwin und dem Dresdener Ferdinand Avenarius, dessen Versuch, in seiner kraftrollen Dichtung „Lebel" ein lyrisches Epos zu schaffen, eine glückliche formale Erweiterung bedeutet. Gewiß, manche, die viel zu hoffen gaben, haben sich als Lyriker nicht bewährt oder nicht weiter entwickelt, wie Michael Georg Conrad, oder haben sich zurückgezogen, wie der Dichter des „Buch der Zeit" Arno Holz, — bedenkt man aber, daß in diese Schöpfungen des jüngsten Deutschland noch die letzten Ausläufe großer älterer Meister hineinragen, daß die Meyersche, die Grothsche, die Fontanesche Lyrik erst jetzt in weitere Kreise dringt, daß Heyse, Greiff, Dahn, Fitger, Seidel und andere noch immer mit Neusammlungen vertreten sind, und bedenkt man, daß auch diese Namen die Zeitgeschichte der lyrischen Produktion noch keineswegs erschöpfen, indem vieles Ernste und Bedeutsame in einem so kurzen Ueberblick ungenannt bleiben muß, so wird auch der mißtrauischste Beobachter nicht mehr von einer Periode des Niedergangs reden können. Eine Aufschwungsepoche nationaler Kraft, in der von Jahr zu Jahr neue Charakterköpfe auftauchen, trägt uns in immer stolzerem Wogengange dem Ende des Jahrhunderts zu. Eine neue Kulturbewegung kündigt sich in gewaltigen Wehen an und immer häufiger werden die Vergleiche zwischen unseren Tagen und dem Trecento und Quatrecento, den kampfreichen Anfängen der italienischen Renaissance. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird das neue Jahrhundert ein Jahrhundert unserer Renaissance werden, deren Ahnherr Goethe und deren Prophet Friedrich Nietzsche ist.

Denn was bedeutet diese junge Dichtergeneration, so viel man auch im einzelnen gegen sie einwenden mag? Sie hat im Verein mit gleichstrebenden Jüngern der Schwesterkünste etwas von jener „ersten Generation", von der Nietzsche vor fünfundzwanzig Jahren geträumt hat, als er in seinen „Unzeitgemäßen Betrachtungen" schrieb, sie müsse sich durch den Wust ihrer „dekorativen" historischen „Bildung" „auf ihre echten Bedürfnisse zurückbesinnen". Sie müsse sich selbst zu sich selbst zurückziehen, „und zwar gegen sich selbst, zu einer neuen Gewohnheit und Natur, heraus aus einer alten und ersten Natur und Gewohnheit": denn noch sei jeder einzelne in ihr „zerbröckelt und auseinander gefallen, im ganzen in ein Inneres und ein Aeußeres halb mechanisch zerlegt, mit Begriffen wie mit Drachenzähnen übersät, Begriffs-Drachen erzeugend, dazu an der Krankheit der Worte leidend und ohne Vertrauen zu jener eigenen Empfindung, die noch nicht mit Worten abgestempelt ist." Wer kann, so fragt er, diesen nur denkenden, nicht lebendigen Wesen das eigentliche, das „volle und grüne" Leben schenken? und fährt fort: „Kein Gott und kein Mensch: nur ihre eigene Jugend: entfesselt diese und ihr werdet mit ihr das Leben befreit haben." Nun, er selbst hat mit feurigen Zungen die Auferstehung des Menschen zu sich selber gepredigt. Und das ist es, dieses zum ersten Mal wieder gewagte, wenn auch noch vielfach mißglückte Auf-eigenen-Füßen-stehen-wollen, dieses Tasten in die Abgründe der eigenen Seele, dieses Zu-bannen-suchen seltener Erregungen, dieses Haschen nach den zitternden, flüchtigen, unbestimmten Farben, Tönen und Düften, in denen unsere geheimsten Nerven das Leben um uns wiederschwingen lassen, was, als ein mächtiger Wille, durch die jüngstdeutsche Lyrik geht. Was bei diesem Zurückgehen auf die Persönlichkeit zu Tage gefördert wird, hängt von ihrer Beschaffenheit ab und ist zunächst Nebensache. Hauptsache ist, daß das Heil in ihr gesucht wird.

Eine solche Literatur hat — und wenn sie sonst keinen Vorzug hätte — mindestens den, nicht langweilig zu sein. Ihre Repräsentanten sind zumeist interessante Einzelmenschen, ob sie auch untereinander vielfach Fühlung haben und sich beeinflussen. Wollte man sie litteraturgeschichtlich gruppiren, wogegen sich ihre Mehrzahl, als zur Zeit noch im Werden begriffen, oder doch noch unabgeschlossen, sträubt, so könnte man bei den einen mehr Goethesche Art der naiven Naturanschauung, bei den andern mehr Schillerschen Geist als trennende Grundzüge aufzeigen. Liliencron und Hartleben sind die geschlossensten Persönlichkeiten unter ihnen, wenn auch nicht zugleich diejenigen, die am ausgesprochensten in die künftige Entwickelung hineinweisen. Auf diese deutende Keime scheinen mir mehr in Dehmels Werken zu liegen, auch in Evers' mystischen Versunkenheiten, am meisten aber in Schlaffs schon erwähnter Dichtung „Frühling", in der die Andacht des Künstlers den unendlichen Zusammenhang alles Werdenden in wunderbaren Stimmungen zum Ausdruck bringt. Hier ist jene tiefsinnige Naturempfindung, für die es kein Außen giebt, die sich in allen Dingen und alle Dinge in sich weiß, und die nur eine Sehnsucht kennt: mit immer feinerem Sinnen diese ihre Welt auszuschöpfen zu dürfen: — „Ich träume und träume, und tief, tief lausche ich in mich hinein. Wie ein heimliches, staunendes Lauschen ist es in mir, wie ein stille treibendes, keimendes, aufblühendes Werden heller Augen. Nur noch eine dünne, dünne Scheide zwischen uns und einer neuen, neu erweiterten Welt neuer Wunder. Entgegen, entgegen der Klarheit heller Sinne . . . Frühling! Frühling! Ewiger Frühling! Licht, das sich entflammt, hinein, hinein in ewig weichendes Dunkel. Hier, hier, in mir, dort, irgendwo, krümmt es sich in süßer, banger Werdequal in nun schlechter Hülle neuen Offenbarungen entgegen . . ."

Giebt es eine tiefere Erfüllung des „Naturalismus" als diese? Man spricht heute von seiner „Ueberwindung", aber könnte man hier nicht besser von seiner Vertiefung, seiner Vollendung sprechen.? Man hat nur eine Zeit lang Wirklichkeit genannt, was nichts als die Oberfläche der Wirklichkeit war. Unaufhaltsam drängt die Lyrik von jener augenscheinlichen hinweg und dieser eigentlichen Wirklichkeit zu, und sucht, als die aristokratischste Tochter der Poesie, wieder höhere und ewigere Standpunkte, die Dinge zu betrachten, auf. In köstlicher Freiheit eilt sie dahin, bald im altvertrauten Jambengang, bald im leichtfließenden Reimgewand, bald in Tanzakten nach eigener göttlicher Willkür, nur immer mehr wird sie die Seelen ihres Volkes in jene dionysische Freudenreligion der Ureinheit alles Lebendigen nach sich ziehen, zu deren jubelnder Verkündigung sich alle Künste, ein einziges „Lied der Kraft", vereinigen werden. Noch einmal scheint es den Deutschen vorbehalten zu sein, in großen künstlerischen Persönlichkeiten in die Entwickelung des Menschengeschlechts einzugreifen und ihm endlich ihr reinstes und reifstes Menschenthum zu offenbaren: in der Blüthe einer neuen deutschen Kultur.

Bücherschau.

— Theodor Fontane. Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13. Wohlfeile Volksausgabe. Berlin, Wilhelm Hertz, 1896. Dieser frühreife und umfassendste Roman Theodor Fontanes zeigt den Uebergang von der geschichtlichen zur epischen Epoche des Verfassers. Was ihn zum Doktor machte, liegt hinter, was ihn zum Dichter machte, liegt noch „vor dem Sturm". Land und Leute aus den Wanderungen durch die Mark, die große nationale Stimmung mit dem spezifisch Preußischen im Ton aus den kriegsgeschichtlichen Werken, beides kehrt schön verbunden in dem Roman wieder und giebt den festen Untergrund für die dichterische Phantasie, die hier zum ersten Mal von Reim und Rhythmus absieht und sich der epischen Prosa bedient. Als der Roman vor etwa zwanzig Jahren zum ersten Mal erschien, hat man ihn wenig beachtet. Man verschlang damals die Ahnen und den Ekkehard, die Sturmfluth und die Kinder der Welt, den Kampf um Rom und noch immer die ägyptische Königstochter. Wer war Fontane? Ein guter Fünfziger, der beim Balladen-Löwe einen kräftigen Tritt gebeten hat, für die „Voss. Ztg." aparte Theaterkritiken schrieb und im Uebrigen durch die Mark spazieren lief, als läge dort die blaue Grotte oder die Wengernalp. Was drängte der ältere Herr sich nun zu unsern Exerzen und Dahnen? Der weitschichtige Roman blieb unaufgeschnitten, obgleich man damals für Mehrbändigkeit noch besseren Sinn hatte als heute. Heute, wo sich „Vor dem Sturm" einbändig, wohlfeil und volksthümlich, aber doch vom Verleger sehr gediegen und lesbar ausgestattet darbietet, wird der Roman mit seiner Fülle köstlicher Gestalten und Episoden zum Gemütke aller Derer dringen, die schon längst wissen, wer Theodor Fontane, und daß er auch Einer ist.

— „Das Urtheil des Zeus und andere Novellen" von Henrik Sienkiewicz. Aus dem Polnischen von Helena Majdańska. Berlin, Rosenbaum und Hart, 1895. Das Buch enthält fünf kleinere Novellen, die mehr oder minder eine schwermüthige, fast resignirte Stimmung athmen. Man glaubt die melancholische polnische Musik zu hören, wenn man diese Blätter liest. Eine Ausnahme bildet nur die griechische Sage „Das Urtheil des Zeus", über der ein gedämpfter Schimmer von Humor liegt. Die Perle der kleinen Sammlung ist unstreitig die Geschichte vom „Leuchtthurmwächter". Der Held ist ein Pole, eine Art Ahasver, der nicht Rast und Ruhe finden kann. Er hatte sich durch alle vier Weltheile geschlagen und es mit allen möglichen Berufsarten versucht. Nachdem er einen Krieg nach dem andern mitgemacht, war er in Australien Goldgräber, Diamantensucher in Afrika, Jäger im Staatsdienst in Ostindien gewesen; er hatte als Matrose auf einem Kauffahrteischiff, als Harpunenwerfer auf einem Walfischboot gedient. Alle Bemühungen, sich selbständig zu machen, waren vergeblich gewesen. Eine Farm, die er in Kalifornien angelegt hatte, wurde durch anhaltende Dürre vernichtet; eine Schmiedewerkstatt, die er in Arkansas errichtete, brannte nieder. Das ewige Mißgeschick hat ihn müde gemacht, er hat nur eine Sehnsucht, die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden. Sein Wunsch geht endlich in Erfüllung, als er die Stelle eines Leuchtthurmwächters in Aspinwall unweit Panama findet kann. Er hatte sich durch alle vier Weltheile geschlagen und es mit allen möglichen Berufsarten versucht. Nachdem er einen Krieg nach dem andern mitgemacht, war er in Australien Goldgräber, Diamantensucher in Afrika, Jäger im Staatsdienst in Ostindien gewesen; er hatte als Matrose auf einem Kauffahrteischiff, als Harpunenwerfer auf einem Walfischboot gedient. Alle Bemühungen, sich selbständig zu machen, waren vergeblich gewesen. Eine Farm, die er in Kalifornien angelegt hatte, wurde durch anhaltende Dürre vernichtet; eine Schmiedewerkstatt, die er in Arkansas errichtete, brannte nieder. Das ewige Mißgeschick hat ihn müde gemacht, er hat nur eine Sehnsucht, die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden. Sein Wunsch geht endlich in Erfüllung, als er die Stelle eines Leuchtthurmwächters in Aspinwall unweit Panama findet. Er lebt glücklich auf seiner einsamen Insel, bis ihm eines Tages durch eine polnische Gesellschaft in New-York, die er mit seinem Gehalt unterstützt hatte, die Gedichte von Mickiewicz zugeschickt werden. Von Heimweh ergriffen liest er und liest und versäumt darüber, daß Nachts die Laterne auf dem Thurme anzuzünden. Am nächsten Tag wird er entlassen, und das unstäte Wanderleben eröffnet sich ihm aufs Neue. Aber er geht ohne Bitterkeit, sein theures Büchlein auf der Brust, und die Augen leuchteten ihm noch in früherem Glanze". Denselben Charakter stiller Entsagung trägt auch die letzte Novelle „An der Quelle". Ein neugebackener Doktor der Philosophie, der sich in ein junges Mädchen verliebt hat, wird als ein Mensch ohne Stellung und Vermögen abgewiesen, da er um die Hand seiner Herzensdame anhält. Er verfällt darüber in ein heftiges Fieber und liegt Wochen lang ohne Besinnung. In dieser Krankheit träumt er nun, daß er am Ende allen Widerstand besiegt; er führt seine Braut heim und verlebt die schönste Zeit. Als er seine Besinnung wieder erlangt, erfährt er wohl, daß das Fräulein mit ihren Eltern nach Venedig gereist ist. Aber er giebt sich zufrieden, da er in seinen Visionen so grenzenlos glücklich gewesen ist. „Ein Leben, in dem die Liebe nicht einmal im Traum erscheint — muß noch trauriger sein." So schließt das Buch.

— Heitere Erinnerungen. Keine Biographie von Julius Stettenheim. Berlin 1896, S. Fischer, Verlag. 316 Seiten. Die Kapitel, die der Ueberschrift nicht entsprechen, hat der Verfasser, wie er erzählt, zurückbehalten, und so ist „keine Biographie" entstanden. Aber die heiteren Erfahrungen haben doch vor den trüben so viel Raum eingenommen, daß das Lebensbild gleichwohl ziemlich vollständig erscheint. Stettenheim begann seine redaktionelle Laufbahn bereits als Schüler der untersten Klassen der israelitischen Freischule zu Hamburg, aber nicht gleich war Ruhm das, was er für seine nur im Manuskript und nur in einem Exemplar vorhandene Klassenzeitung erntete; vielmehr bestand der Lohn theils in Kantschubieben, theils in der Einsperrung in eine einem geschlossenen Schilderhause ähnliche Kiste, die auf dem Boden des Schulhauses stand. Später hat Stettenheim den Widerstand der anfangs so stumpfen Welt dann doch zu besiegen verstanden — obwohl dem Verfasser gelegentlich Briefe zugegangen sind, deren Absender empört darüber waren, „daß ich", wie er schreibt, „Berichte eines so ungebildeten Menschen wie — Wippchen abdrucke, der in fast jedem Satze bekunde, daß ihm die Bildung eines Quintaners fehle, ja daß er nicht einmal im Stande sei, richtig zu zitiren" u. s. w. So muß sich denn Wippchen schon damit trösten, daß die Welt es nun einmal liebt, das Erhabene zu schwärzen. Das Buch wird zumal mit seinen Angaben über Wippchen den Leser eine Stunde gut unterhalten, abgesehen davon, daß es ihn mit dem liebenswürdigen Schöpfer und Erhalter Wippchens näher bekannt macht.